

# Zwei Ausstellungen in der "Burghalde" : Ansprachen

Autor(en): **Däster, Uli**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **41 (1970)**

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918194>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## ZWEI AUSSTELLUNGEN IN DER «BURGHALDE»

ANSPRACHEN VON ULI DÄSTER

---

*Hans Falk*

(10. November bis 1. Dezember 1968)

Meine Damen und Herren!

«Es het mer am NÄrv zoge», sagte Hans Falk, darüber befragt, wie er sich als freischaffender Künstler zu dieser Bindung gestellt habe, zu der Einladung nämlich, in Lenzburg zu schaffen. Und er erklärte das weiter: es habe ihn gepackt, am Schluß sei er geradezu in ein Arbeitsfieber geraten. Die Frage: Auftrag oder freies Arbeiten? ist also gegenstandslos. Das ist nicht selbstverständlich. Wir können uns Maler denken, die sich nur mit Mühe in den sanften Zwang finden würden, der darin besteht, vierzehn Tage in Lenzburg zu leben und je nach Lust und Laune, aber doch unter den aufmunternden und erwartungsvollen Blicken der Ortsbürgerkommission schöpferisch tätig zu sein. Andererseits bedeutet diese Einladung auch nicht gerade eine Vergewaltigung. Es hat Zeiten gegeben, in denen die Künstler auf Aufträge angewiesen waren, und mancher hat uns doch großartige Meisterwerke geschenkt. Allerdings: nicht durch mechanisches Abpinseln. Es muß sich eine innere Beziehung zu dem Auftrag einstellen, es muß den Maler packen oder eben «am NÄrv zieh»!

Bei Hans Falk war dies der Fall. Wenn er es nicht gesagt hätte – man würde es merken beim Anschauen dieser Blätter; oder man hat es sich gedacht, wenn man Hans Falk Ende August – Anfang September in den Straßen Lenzburgs angetroffen hat, wie er mit leicht zusammengekniffenen Augen – man ist versucht zu sagen: mit einem Falkenblick – etwa die Häuserfronten der Eisengasse fixierte, wobei ihm aber auch die spielenden Kinder nicht entgingen; oder wie er vom Straßenrand aus die Kundgebung für die überfallene Tschechoslowakei mitzeichnete; oder wie er – der Rastlose – am selben Abend von einer Bockleiter aus den günstigsten Blick auf den Thespiskarren der Badener Maske suchte. Viele werden sich gefragt haben, wer dieser immer zeichnende, sonn-gebräunte Mann sei.

Hans Falk ist dieses Jahr fünfzig geworden. Er ist in Zürich geboren und hat auch heute wieder sein Atelier in der Nähe der Stadt, in Urdorf. Auf eine Graphikerlehre folgte die Weiterausbildung an der Zürcher Kunstgewerbeschule. Graphische Tätigkeit – meisterhafte Buchillustra-



*Hans Falk*  
Der Stadtrat an einer Sitzung

tionen und Plakate – haben bis heute die Malerei Falks begleitet. Das eine ist ohne das andere nicht denkbar. Man erinnert sich gewiß an die Expo-Plakate, die vor vier Jahren zu reden gaben. Schon damals verbrachte Falk den größten Teil des Jahres auf Stromboli. Hier, auf dieser heißen und unwirtlichen Vulkaninsel, hat er sich von der gegenständlichen Malerei gelöst. Einige dieser Stromboli-Bilder und -Zeichnungen sind in die Burghalde-Ausstellung mit aufgenommen worden: Flächen von der Farbe übertünchter Mauern, bedeckt mit eruptiv (vulkanisch!) hingeworfenen Zeichen, die der Eingebung folgen und uns doch gelegentlich an fernöstliche Kalligraphie erinnern. Da und dort meinen wir eine Form zu kennen; und doch wissen wir sie nicht einzuordnen. Es ist, als ob sie sich erst hinter dem Licht der ausgesparten Fläche zum Gegenstand verdichte.

Von solchen Bildern weg wird Falk nach Lenzburg geholt. Was er da zeichnet und aquarelliert, wirkt freilich sehr anders. Aber prinzipiell ist der Unterschied nicht. Auch hier die Kunst des Aussparens, des Leerlassens von weißer Fläche, wodurch die Lichtwirkung sich intensiviert und der einzelne Strich, der Farbfleck, die leichteste Schraffur ungeahnte Bedeutung erhält und etwa für die räumliche Wirkung eines Blattes verantwortlich wird. (Ich denke an die sparsame Zeichnung vom Schloß, die auf der Vernissage-Einladung reproduziert ist.) Und wenn uns das Kalligraphische und Zeichenhafte der Lenzburger Blätter zunächst entgeht, so ist das nur, weil uns das bekannte Motiv im Wege steht. Falk hat zum Beispiel den Blick die Eisengasse hinunter mehrmals festgehalten, weil ihm schien, es sähe da aus wie ein H, und weil er die Häuserzeilen deutlicher auf dieses Zeichen als ihre Grundform zurückführen wollte. Einem Lenzburger, der diese Gasse tagtäglich sieht – oder eben gerade nicht mehr sieht –, käme so etwas freilich kaum in den Sinn. Und dies ist es auch, was den Reiz solcher Künstlereinladungen ausmacht: daß einer von außen kommt und uns Dinge zeigt und sehen lehrt, die wir vor lauter Gewöhnung gar nicht mehr wahrnehmen. Wer von uns schaut je hin, wenn er durch die Schützenmattstraße geht? – Falk bringt von dort eines seiner subtilsten Blätter mit: die Giebelfassade der Villa Malaga im zart verwaschenen Grün der alten Parkbäume. Wer könnte alle die Ecken und Winkel, Fenster und Hauseingänge auf Anhieb heimweisen, die Falk auf seinen Streifzügen durch das Städtchen aufgefallen sind? Aber auch «berühmtere» Objekte sind auf ganz eigenartige Weise gesehen: die klassizistische Strenge des Hauses Müller am Bleicherain ist gemildert durch den impressionistischen Strich und die lichten Farben – seltsam grau dagegen erscheint die obere Mühle: Falk hat sich verregnen lassen, als er zeichnend vor ihr stand – man kann es auf dem Blatt selbst nachlesen –, denn er wollte an jenem Tag nicht ohne die Zeichnung zurückkehren.

Wie sie sind auch alle andern an Ort und Stelle so vollendet worden, wie wir sie heute sehen, ohne nachträgliches Korrigieren und Retuschieren. Und das gerade trägt bei zu der bewundernswerten spontanen Frische, die diese Werke wiederum mit denen von Stromboli gemein haben.

Zeichnung, Gouache oder Aquarell? wird man sich gelegentlich fragen. Auch hier, wie im Verhältnis zum Gegenstand, läßt Falk sich nicht festnageln, ist er so frei wie möglich, so lebendig wie möglich. Über eine Schicht Deckweiß kann er wieder temperamentvoll mit dem Bleistift hinfahren, er kann mit farbiger Kreide zeichnen oder mit Wasserfarbe leicht kolorieren, und während das Papier an einer Stelle als unberührtes Weiß ausgespart ist, kann es gleich daneben so «bearbeitet» sein, daß es zuweilen fast oder ganz durchgerieben ist. Auch hier gehorcht der



Künstler dem Moment und der Eingebung; aber hinter der Eingebung steht das Talent und hinter dem Moment jahrzehntelange künstlerische Erfahrung.

Bei all dieser Lebendigkeit und Spontaneität müßte es uns erstaunen, wenn sich Falk nur an die auf Dauer und Stabilität gerichtete Architektur gehalten hätte.

Tatsächlich hat er in Lenzburg auch und vor allem die Lenzburger gesehen, vielleicht das erregendste Ergebnis dieser Künstlereinladung überhaupt. Das fängt an mit dem einmaligen Meisterstück der auf ge-  
töntes Papier gezeichneten Stadtratssitzung, in der sich Porträthaftigkeit vermischt und zu innerer Wahrheit vereinigt mit leichter Karikatur – die Herren werden uns unsere Freude auch daran gern nachsehen. Wir dürfen an Toulouse-Lautrec denken; auch dann, wenn Falk das Treiben

in einer Wirtsstube oder in einer Werkstatt festhält, wenn er den Metzger Sommer oder das «Marktweiblein Rina Gebhart» (so auf der Zeichnung zu lesen) abkonterfeit. Da und dort leuchtet etwas wie Gesellschaftskritik und -satire auf, was uns in Falks Werk schon von Zeichnungen aus amerikanischen Städten her bekannt ist. Es gehört dazu, daß er auch die nicht vergißt, die irgendwie außerhalb der Gesellschaft stehen: den «Dorftrottel» sowenig wie die Insassen der Strafanstalt. Denn auch von dort hat Falk eine ganze Reihe eindrücklicher Zeichnungen mitgebracht.

Von unerhörter Vielseitigkeit ist das Schaffen Falks und ist diese Ausstellung – das wird uns klar, wenn wir durch diese Räume gehen. Einiges habe ich genannt. Sie werden selbst mehr entdecken. Und ich kann Ihnen dazu nur wünschen, daß es auch Sie Ihrerseits nun «am Närv zieht».

*Wilhelm Dietschi*

(1. Juni bis 21. Juni 1969)

Meine Damen und Herren!

Ich bin in der etwas verzwickten Lage, Ihnen jemanden vorstellen zu müssen, den Sie alle kennen. Viele von uns haben noch unter seiner Fuchtel den Zeichensaal der Bezirksschule unsicher gemacht, wir haben es unter seiner Anleitung mit Pinsel und Farbe versucht, und ich bin überzeugt, daß wir zusammen eine stattliche Sammlung Wilhelm-Dietschi-Anekdoten zuwege brächten. Allerdings – kaum jemand erzählt solcherlei lustige Histörchen über sich und andere besser als er selbst, etwa dann, wenn er Auskunft über seine Bilder gibt. Aber heute gilt es ja, ihn zu feiern – und das können wir nicht gut ihm selbst überlassen.

Vielleicht überrascht es Sie nun doch ein bißchen, wenn Sie hören, daß Wilhelm Dietschi heuer 70 Jahre alt wird. Am 15. Juli wird es soweit sein – und er pflegt nicht ohne einen Anflug von Stolz darauf hinzuweisen, daß auch Rembrandt am 15. Juli zur Welt gekommen ist. Würden wir es ihm geben, wenn er uns jugendlich wie eh und je mit einem Witzwort auf der Zunge auf der Straße begegnet oder bei selteneren, fröhlichen Anlässen wie eh und je den «Vogelbeerbaum» intoniert, der bei uns immer mit Willy Dietschis Namen verbunden bleiben wird?

All dies brauchte nicht erwähnt zu werden, wenn es nicht seine Entsprechung in der Malerei Dietschis fände. Die jugendliche Frische, der temperamentvolle und wieder beschwingte Zug äußerte sich all die Jahre her in seinem künstlerischen Schaffen. Zwar zeigen die frühen Arbeiten im kleinen Kabinett noch verschiedene Ansätze. 1920 hielt sich Dietschi ein erstes Mal in Karlsruhe auf, als Schüler Württembergers an



der Badischen Landeskunstschule; anschließend arbeitete er als Graphiker in Zürich und malte oft mit den Brüdern Gubler im Riedertal. Die Bilder aus dieser Zeit sind noch in tonig-dunkeln Farben gehalten. Neben die Landschaften und Blumensträuße – die bis heute wichtigsten Motive – treten Fruchtestilleben und Interieurs (etwa in der Lithographie einer Bauernstube). Ganz andere Möglichkeiten lassen die paar Bilder aus der zweiten Karlsruher Zeit von 1926 bis 1931 erkennen, in der Dietschi nun als Lehrender wirkte. Technik sowohl wie Bildgegenstand verraten seinen Umgang mit Bildhauern, mit der Plastik: die Pastellkreide, die feinstes Modellieren erlaubt, und der menschliche Körper, der dazu einlädt. Aber dieser Abstecher ins Figürliche scheint Episode geblieben zu sein.

Weniger auffällig vielleicht, aber schon mehr auf das spätere Schaffen vorausweisend, ist die kleine Tuschzeichnung von Rothenburg ob der Tauber – übrigens mit dem Pinselstiel gezeichnet. Da treffen wir schon jene energischen diagonalen Schraffuren, die auch in jüngeren und jüngsten Blättern wieder auftauchen. Damit wird unser Blick auf die große Gruppe der Landschaftsaquarelle in dieser Ausstellung gelenkt. Lenzburg, wo Wilhelm Dietschi seit 1931 an der Bezirksschule unter-

richtete, und die Umgebung des Städtchens haben natürlich oft den Vorwurf für Zeichnungen, Graphiken und Aquarelle gegeben; aber die reichste Ernte hat er doch immer wieder und gerade in den letzten, von Schullast befreiten Jahren von Reisen und Aufenthalten im Süden zurückgebracht. Namen spanischer, französischer und italienischer Ortschaften lesen wir vom untern Rand der Blätter, vor allem aber solche aus dem Tessin: Ranzo, San Abbondio, Caslano, schließlich – in den letzten beiden Jahren – wieder das italienische Monterosso. Das Eingebettetsein der Architektur, der Kirchen und Häuser, in die Landschaft, der bunten, im südlichen Licht leuchtenden Fassaden in das schattige Grün – das ist es, was Wilhelm Dietschi sieht und mit virtuosem, leichtem Pinsel auch für uns sichtbar macht. Dabei hat er mehr und mehr die Exaktheit der früheren ausgezeichneten Veduten abgebaut zugunsten der momentanen Impression, die mehr das Atmosphärische in der Landschaft als diese selbst wiederzugeben scheint. Ein Augenblick aus einem schönen Sommertag wird aufgezeichnet. So glauben wir etwa über einem ziegelroten, durch Laubgitter leuchtenden Dach oder über dem Gelb und Karmin eines italienischen Küstenstädtchens die heiße Luft flimmern zu sehen. Daß dem die Eigenart der Aquarelltechnik mit ihrer Leichtigkeit und Transparenz entgegenkommt, versteht sich: nicht zuletzt auf ihr beruht ja unser Eindruck von Jugendlichkeit und Frische.

Eigentümlich in ihren Erdfarben ist eine andere Gruppe von Blättern, die Dietschi von seinen unkonventionellen Tessin-Aufenthalten im Januar und Februar zurückgebracht hat. Da wird es auch am Seitenarm des Luganersees, in Caslano, so kalt, daß die Wasserfarben auf dem Papier gefrieren und Eisblumen bilden. So begnügt sich der Maler bald mit einer Bleistiftskizze, um im nächsten Albergo bei Kaminfeuer und einem Glas Guten «auswendig» zu malen (wie er es selbst nennt). Jetzt kommt es ihm zustatten, daß er am Anfang eines solchen Aufenthaltes weder Stift noch Pinsel zur Hand nimmt, sondern nur schaut. Er trägt nun in sich das Blauviolett der fernen Hügel, das Braun der laublosen Bäume, die Grauschattierungen einer Kirchenmauer, das warme Ocker einer sparsam besonnten Hauswand. Wir möchten diesen verhaltenen Ton im Schaffen Dietschis nicht missen.

Wenn wir in den Aquarellen eine zunehmende Auflockerung feststellen – aus Frankreich stammen einige, deren Abkürzung an Dufy erinnert –, so scheint die Bildarchitektur um so fester zu werden. Die Senkrechten von Baumstämmen, die Rechtecke von Häusern gliedern die Fläche in bestimmten Rhythmen, und selbst die unbestimmbaren Partien von Laub- und Buschwerk erhalten oft Struktur und Halt, indem der fast trockene Pinsel in resoluten parallelen Diagonalstrichen geführt wird, wie sie für Dietschi charakteristisch sind. Wir erinnern uns, dieses Element schon in der frühen Zeichnung aus den zwanziger





Jahren gefunden zu haben. Den etwas kantigen Faltenwurf eines Tuches in einem Blumenstück verteidigt Dietschi damit, daß er ihn als Stütze für den sonst umfallenden Strauß bezeichnet – dies als Hinweis darauf, wie bewußt der Künstler seine Bilder baut.

Von den Blumenbildern überhaupt muß noch die Rede sein. Sie bilden ja die farblichen Akzente dieser Ausstellung. Hier gilt es anders als in der Landschaft nicht einen atmosphärischen Moment zu bannen, sondern üppige Buntheit und Nähe festzuhalten. Deshalb begegnen wir öfter anderem Farbmateriale: Öl und Eitempera – wobei aber auch hier das Luftig-Leichte nicht preisgegeben wird. Skizzenhaftigkeit, Weiß-Aussparungen vermögen die Frische lebendiger Blumen zu bewahren. Vor allem tun dies jedoch die leuchtenden Farben, die kräftigen Rot und Gelb im dunkleren Grün vor einem Rosa oder Türkis des Hintergrundes. Mit der ihm eigenen Selbstironie spricht Dietschi von seinen «Basedow-Bildern» und nennt den prachtvollen Strauß links von der Türe ein «Erdbeben im Indischen Ozean» – man spüre, daß da leicht «echauffiert» gemalt worden sei. Für die Bilder jedenfalls hat sich diese Echauffiertheit nicht zum Nachteil ausgewirkt. In der Tat sind dann die jüngeren Blumenbilder etwas kühler, entsprechend der Entwicklung bei den Landschaften auch leichter: das Aquarell gewinnt an Bedeutung. Der Hintergrund ist häufig weiß gelassen. Aber es prangt da noch durchaus in festlicher Pracht – mit Blick auf Willy Dietschis Geburtstag möchte man sie jugendfestlich nennen, in jedem Sinn. Und so ist ja die ganze Ausstellung. Uns bleibt, Willy Dietschi dazu und zum kommenden Geburtstag alles Gute zu wünschen – den schönsten Strauß hat er sich ja selbst gebunden.